

Vor der Ernte

Nun störet die Aehren im Felde
ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebeth
die andre auch.
Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

MARTIN GREIF

Frauensommer

Von Franz Schröngamer-Heimdal

Hinter dem Weberhause, jedoch auf der Sonnenseite, liegt das Webergärtlein. Das ist kein Lustgarten, wenn auch die Weberin gern ein Ziergärtlein hätte, mit Duftblumen und mit Heilkräutern wohlgepflegt, wenn sie Zeit zum Hegen hätte. Aber sie muß der Blümlin warten, die ihr unter dem Herzen erwachsen und die ihr in der Stube blühen. Büblein und Dirnlein, ein blondes Dutzend.

Vor Jahren, zehn oder fünfzehn, hat sie wohl ein Blümlin auch in ihrem Hausgärtlein gepflanzt, das sie aus ihrer Heimat mitgenommen. Und das Pflänzlein hat sich die Jahre her vermehrt und seine Triebe umziehen jetzt den ganzen Zaun.

Wie das Blümlin heißt, weiß ich nicht. Aber ich fühle mich seltsam zu ihm hingezogen. Und weil es Form und Farbe eines Herzleins hat und weil es sich so sitzig und ergeben der Sonne neigt, nannte ich es Frauenherzlein.

Die Weberin und meine Mutter sind an Sonntagnachmittagen oft vor dem Gärtlein auf dem Anger gesessen, und die Frauenherzlein neigten sich über sie, als lauschten sie ihren Reden und als wollten sie teilhaben an ihrem Mutterglück. Denn die Weberin und meine Mutter haben immer ein Kindlein auf dem Schoße getragen und ein werdendes Wunder unter dem Herzen, wenn sie an Sonntagnachmittagen beim Gärtlein saßen in lieben, leisen Reden. Da ist oft wie ein Schauer über die Frauenherzlein im Garten hergelaufen, und von den tausend und mehr Blümlin hat es eines dem anderen zugerannt, den ganzen Zaun entlang, das liebe Wort vom Wunder unterm Herzen. Und den Kleinen auf dem Schoß der Mutter, den halbjährigen Blasenglein, haben sie zugelächelt und zugefächelt, als wollten sie sich an die butterweichen Rosenwänglein der holden Unschuld schmiegen.

Wie lang ist es her, daß die Mütter so saßen? Ich mag nicht wissen, aber so oft ich am Webergärtlein vorbeikomme, sehe ich das Bild der heiligen Mütter auf dem Anger beim Gärtlein mit den Frauenherzen, ein Bild, wie es auf Erden nicht holdseliger zu schauen sein mag.

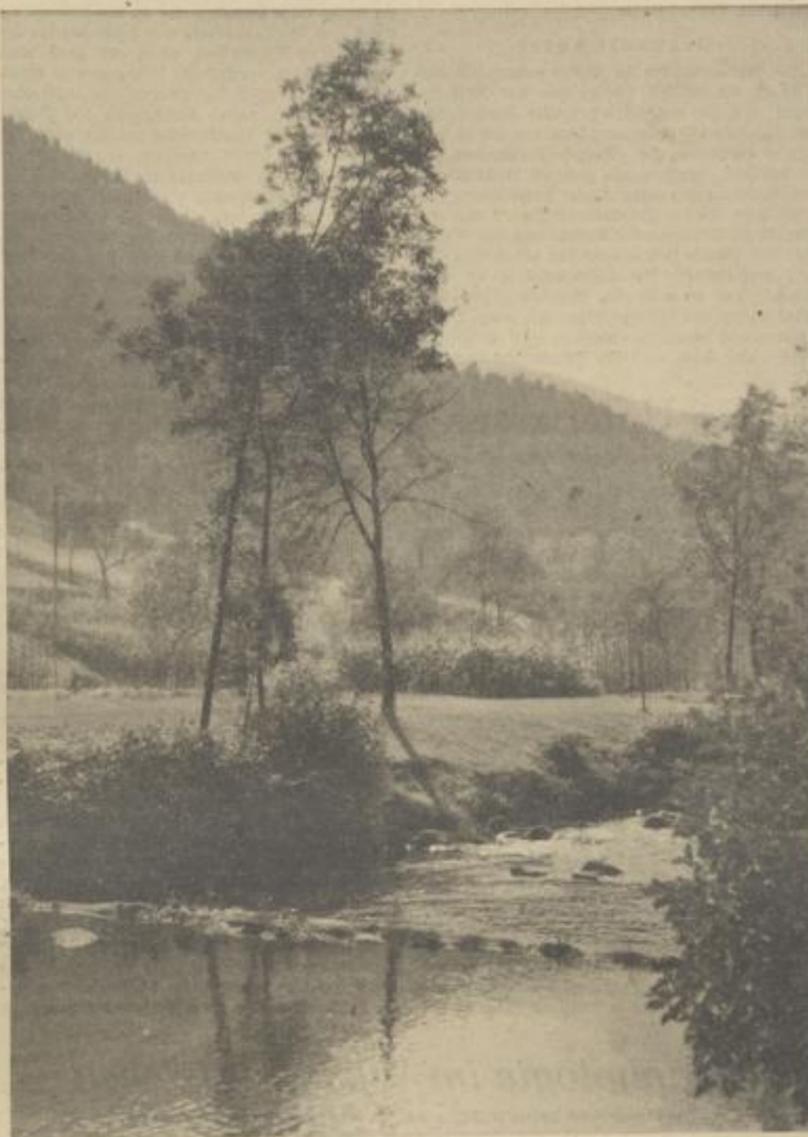
Und wenn gerade niemand um die Wege ist, dann lege ich mich an einem sonnigen Sonntagnachmittag gern auf den Platz, wo die Mütter einst saßen, die meine und die Webermutter. Denn das Gärtlein mit den Frauenherzen steht immer noch am selben Fleck, weil es ja so treue Herzlein sind. Heute bilden die Blümlin schon eine ganze Wildnis; das ganze Gärtlein ist von sinnenden, wiegenden, zartseligen Herzen erfüllt. Und die Bienen, die überall sind, wo es Köstliches zu naschen gibt, summen einen Feiertagsgesang um das versunkene Bild der heiligen Mütter.

Kein Bild mag seliger sein als mein Erinnerung an dieser Stätte. Mütter, wo seid ihr? Versunken, verschollen? Nein, was im Herzen steht, hat ewiges Leben. Nur die Welt des Scheines schwindet und wechselt schemengleich. Das Heilig-Mütterliche ist unwandelbar.

Zahlungsmittel Walroß

Zirkusdirektor Jens Ebbesen ist heute ein betagter Herr, ein Veteran der echten „fahrenden Leute“. Mit seinem kleinen Wanderzirkus hat er Jahrzehnte hindurch nicht nur das eigentliche Skandinavien durchreist, — in seinem kleinen Zelt haben Lappen im nördlichen Schweden und Finnland oder einsame Bergbauern in den abgelegensten „Fjelden“ Norwegens zum ersten und vielleicht einzigen Male das Wunder des Zirkus erlebt. Er erzählt gern von seinen Erlebnissen. Sein nettestes Erlebnis berichtet er von seiner Wanderzirkusfahrt durch Grönland:

„Die Eskimos bezahlen ihr Billett durchweg in Naturalien, mit Seehundsfell, Blaufuchs, Lachs oder dergleichen. Das macht nichts aus,



Der Morgen ist über die Schwarzwaldberge geklettert

Aufnahme: Schöma

SOMMERMORGEN

Mit edlen Purpurröten
und hellem Amselschlag,
mit Rosen und mit Flöten
stolzisiert der junge Tag.
Der Wanderschrift des Lebens
ist noch ein leichter Tanz,
ich gehe wie im Reigen
mit einem frischen Kranz.

Ihr taubenetzten Kränze
der neuen Morgenkraft,
geworfen aus den Lüften
und spielend aufgerafft, —
wohl manchen ließ ich welken
noch vor der Mittagsglut;
zerrissen hab' ich manchen
aus reinem Uebermut!

CONRAD FERDINAND MEYER

Schaut her, so sind die fahrenden Leute / Von Heinz Steguweit

Es ziehen wieder die „wildern“ Zirkusse durchs Land. Kleine Unternehmen sind es ohne Zelt und Frack, denn das Zugpferd ist zugleich der ganze Marstall, der Kutscher nennt sich Direktor, der Sohn spielt den Voltigenreiter und die Tochter den Star am hohen Trapez Hereinspaziert!

Woher kommen diese Leute, wo waren sie im Krieg, wie sehen Gegenwart und Zukunft

denn diese Sachen haben ungefähr einen festen Kurs, den man später bei den Aufklüffern bekommen kann. — Aber denken Sie sich, was mir einmal in Upernivik an der Westküste Grönlands passiert ist. Ich hatte vor Beginn der Vorstellung alle Hände voll zu tun, denn die Eskimos strömten von weither und das Zelt war fast ausverkauft. Da stürzt mein Kassierer herein, mit allen Zeichen ratloser Verzweiflung.

„Was ist los?“ frage ich.
„Da ist eben eine Eskimofamilie mit 13 Personen gekommen, die alle hereinwollen. Zur Bezahlung haben sie ein ganzes Walroß mitgebracht — wie soll ich nun darauf herausgeben?“

solcher Nomaden aus? Keiner fragt danach. Sie bauen einen Kreis aus ungehobelten Brettern auf, das ist ihre Arena. Sie stoßen ins Waldhorn und schlagen auf die Trommel, das ist ihre Propaganda. Kein Plakat, kein Programm, keine Eintrittskarten, woher auch nehmen?

Leoncavallo schrieb seinen Bajazzo: „Schaut her, ich bin's.“ Und wir meinten immer, diese Romantik wäre vorbei. Wilhelm Meister begegnete seiner Mignon, Ambroise Thomas baute eine süße Oper um den Stoff, aber die bei uns gastierenden Leute sind bar aller Melodie und Zauberei: sie brauchen Geld, Brot, Publikum und ... gutes Wetter. Wenn es regnet, knurrt der Magen, und die arme Seele jammert. Nur das Pferd, Rosinante persönlich, weidet dort, wo eben etwas wächst. Das war immer so: der Himmel sorgt für die stumme Kreatur, den Menschen läßt er ringen um einen Teller Suppe.

Die Fahrenden, die zur Stunde zwischen Basel und Flensburg pendeln, sehen etwas zigeunerisch aus, sie nehmen, so scheint es, ihr Schicksal nicht sonderlich schwer. Denn die Zigarette schmeckt, sie heißen sich „Künstler“, und das klingt nach was. Sie träumen womöglich von dem komischen Artikel namens Ruhm, in ihren Wohnwagen brutzelt ein Kar-

toffelkuchen, darunter bellt ein Köter. Man bewundert dieses Tier, das halb Molch ist und halb Tatzelwurm. Er ist wachsam und treu auch für die Heimatlosen. Er läßt keinen Unbefugten in die rollende Hütte, und seine Hingabe übertrifft womöglich das Pflichtbewußtsein von des Gutsbesitzers wohlversorgtem Schäferhund, der täglich seine Fleischbrocken verschlingt, mindestens aber einen Knochen.

Wir fragten solch einen Seiltänzer, ob er sich wohlfühle in seiner Haut. Er meinte: „Mann, lebt ihr heute etwa geborgener als wir? Habt ihr ein Netz gegen das Ungewisse? Was bildet ihr euch ein?“

Hat er unrecht? Der jüngste von der Truppe, ein rabenschwarzer Bengel von zehn Jahren, schabte auf einer Geige herum und behauptet kühn, es wäre eine Amati. Er kennt also etwas davon, obwohl seine Etüden ein misauendes Gemisch sind von Tonleitern und Gassenbauern, die er mal im Rundfunk hörte. Wir fragten, ob er wisse, in welcher Landschaft er sich befände. Er sagte: Ja, bei der Eifel!

Glücklicher Narr, dieser Analphabet der Geographie. Auf hundert Meilen mehr oder weniger kommt es den Ruhelosen nicht an. Es genügt ihnen das Wissen, nördlich vom Äquator und diesseits der Oder-Neiße-Linie zu sein.

Schwobaspiegel

Der IIIb-Mann

Die Stadt Tübingen hatte in der alten guten Zeit beschlossen, die Stelle des Polizeiamtmannes mit einem „studierten Beamten“ zu besetzen, weil der nichtstudierte mit den Studenten nicht recht fertig wurde. Es meldete sich aber bloß einer, der auf Grund seiner Exramensnote in keine bessere Staatsstellung gekommen wäre, ein IIIb-Mann. Er war selbst in Tübingen Student gewesen, hatte ausgiebig an Ort und Stelle den Nachtbetrieb studiert und kam nun glänzend in seinem Amt zurecht. Trotzdem meldete er sich später als Polizeiamtmann nach Ulm. Der Ulmer Oberbürgermeister, ein vorsichtiger Mann, erkundigte sich über den Bewerber bei einem Tübinger Professor und erhielt die befriedigende Auskunft, daß der Tübinger Polizeiamtmann mit allen Studenten fertig werde. „Nochher wird er mit de Leitnants bei mir au fertig“ entschied das Stadtoberhaupt. Der IIIb-Mann wurde Polizeidirektor und später sogar Oberbürgermeister.

Gar nicht ungeschickt

König Wilhelm II. war wieder einmal mit seinen beiden weißen Spitzern in Freudenstadt, einem seiner Lieblingsplätze, an dem er sich schon früher mit seinem Studienfreund, dem König von England, zur Auerhahnjagd getroffen. Auf einem Spaziergang hatten seine beiden Spitzer einer Bäuerin ein paar schöne Hühner zerrissen. Der König gab der Bäuerin, die ihn nicht kannte, sondern nur von dem „Herra“ wußte, daß er bei Ernst Luz im Schwarzwald-Hotel abgestiegen sei, ein Goldstück. Nun, mit zwanzig Mark war die Bäuerin über den Verlust getröstet. Da sie den großzügigen Herrn nicht vergessen konnte, frug sie ein Jahr darauf bei Ernst Luz im Hotel an: „Sis, kommt der Herr emol wieder? I hätt a paar Heahner...“

Das Waschbecken

Mein Nachbar, ein tüchtiger Schneidermeister, hatte vor Jahren einen rotbackigen Lehrbuben aus einem abgelegenen Walddörfchen, dessen Einsamkeit von unserer aufgeregten Zeit ziemlich unberührt war. Mein Nachbar tat alles, um ihn gut einzugewöhnen und ihm das Heimweh zu vertreiben. Am zweiten Morgen fragte er ihn: „Karle, duest de morgens so sauber wascha?“ Der Karle drückte etwas herum und gab dann schließlich eine ehrliche Antwort: „I woäß net. En Eurem Waschbecka do bleibt net veil Wasser dren, des laoft illeweil naus.“ „Aber Karle, des ka net sel, mier hent doch a schöb graoß Waschbecka. Ha, Ietz zeig mer nao a mol, wo do des Wasser naus laoft.“ Da gingen sie an den Tator.

Ich höre noch heute das Lachen meines Nachbarn, das durch das Fenster drang. Es hatte sich herausgestellt, daß der Karle sich in dem schönen weißen Wasserklosett gewaschen hatte. Seitdem heißt es in der Nachbarschaft, wenn einer einen dummen Streich macht: „Bei dem laoft s'Wasser naus wie beim Karle.“

Verbrechen oder Wissenschaft?

Ein „Wahrheitsserum“ gibt es nicht / Narko-Analyse überwindet seelische Widerstände

Im Zusammenhang mit vielen Schrupprozessen, die in bestimmten Teilen der Welt stattfinden, spricht man immer wieder davon, daß Geständnisse durch medizinische Methoden erpreßt wurden: durch eine entsprechende „Geständnispritze“ oder, wie andere sagen, durch das „Wahrheitsserum“. Lesen Sie, was vom wissenschaftlichen Standpunkt dazu zu sagen ist.

Es ist bekannt, daß das Präparat Meskalin zum Beispiel ein schizophreneaähnliches Bild erzeugt und andere Mittel eine depressiv gefärbte Psychose hervorrufen. Dieses psychotische Bild kann beim Menschen durch Arzneimittel, die auf das Nervensystem wirken (Ephedrin, Adrenalin, Actedron usw.) erzeugt werden und durch ständige Zufuhr der Drogen erhalten bleiben. Die Depression hat psychotischen Charakter und bringt den Kranken zu aktiven Selbstanschuldigungen, ja zu Geständnissen von imaginären Verbrechen.

Moderne Folterung

Diese Kranken, mit ängstlich-traurigen Gesichtszügen, schlaffer, müder Haltung und aus den Höhlen gequollenen Augen, welche den Schrecken eines schleichenden unheimlichen „Etwas“ widerspiegeln, klagen sich an und verlangen reuig nach Strafe. Sie schaukeln ihr eigenes Grab, in dem sie endlich Erlösung und

Verzeihung zu finden hoffen. Dieses Verhalten ist nicht rätselhaft, wenn man berücksichtigt, daß die Persönlichkeit vollkommen verändert ist, daß hier ein Geisteskranker Symptome des depressiven Irreseins produziert.

Solche raffinierten modernen Foltern dienen in keiner Weise der Klärung des objektiven Tatbestandes, sondern verfälschen ihn bewußt. Sie sind nur darauf aus, Geständnisse zu erzielen und kümmern sich nicht um die Wahrheit — verbrecherische Methoden einer willkürlichen Gewaltjustiz.

Gegen die Angst

Die Narkoanalyse ist etwas prinzipiell anderes, ein Mittel, dessen sich der Arzt bedient, um an das unterbewußte Seelenleben des Patienten heranzukommen, um ihn zu heilen — nicht um die „Wahrheit“ an den Tag zu bringen, sondern um gewisse Widerstände wie Hemmungen oder Angst aufzuheben.

Es gibt kein „Wahrheitsserum“, das als spezifische Wirkung die Ermittlung der Wahrheit hat. Dieses Schlagwort hat schon viel Unheil angerichtet! Die Narkoanalyse ist eine Analyse, so wie die Psychoanalyse eine Analyse ist. Sie erzeugt künstlich einen Dämmerzustand zwischen Wachen und Träumen, in dem der Arzt, weil der Behandelte von De-

pressionen und Hemmungen frei ist, leichter das Gespräch in eine bestimmte Richtung lenken kann. Das Hilfsmittel dazu ist das Pentothal oder ein ähnliches Produkt. Die Spritze ist Nebensache. Hauptsache bleibt die Analyse.

Erforschung des Unbewußten

Es ist nun keineswegs so, daß die Pentothalspritze den Patienten zwingen würde, sein Unterbewußtsein zu entblößen, die Wahrheit zu sagen oder Geheimnisse zu offenbaren. Sie dient nur der Lockerung des Bewußtseins und zeitigt nur Ergebnisse, wenn der gute Wille vorhanden ist, verdrängte Störungen zu offenbaren. Daher wird ihre prinzipielle Ablehnung unverstänlich, wenn gleichzeitig die Tiefenpsychologie für zweckmäßig erklärt wird. Die Narkoanalyse führt nämlich in die gleiche Richtung: zur Erforschung des Unter- und Unbewußten. Bestimmte tiefenpsychologische Tests vermitteln allerdings oft bedeutendere Ergebnisse charakterologischer Natur als die Pentothalspritze, und niemals hat man sich dagegen aufgelehnt. Im Gegenteil!

Es gibt natürlich Fülle, in denen der Patient Dinge erzählt, die für ihn erschwerend sind. In diesem Fall sind die Äußerungen durch das Beruhigungsmittel geschützt. Zudem darf der Patient, der sich einer Narkoanalyse unterziehen will, nicht geistesschwach sein. Er muß außerdem mündig sein und seine schriftliche Einwilligung geben.

Das ganze Streben der neueren Psychologie ist dahin gerichtet, zu beweisen, daß der Mensch eine Ganzheit ist, die man unmöglich zerlegen kann. Der Tatbestand und der gegenwärtige Geisteszustand sind nur zwei unter vielen Aspekten einer Persönlichkeit, die man nur verstehen kann, wenn man die ganze physische und seelische Verfassung betrachtet, und zwar in ihrer ganzen Entwicklung im Zusammenhang mit der Umwelt. Die Narkoanalyse ist ein Hilfsmittel, dieser Ganzheit des Menschen zu dienen.



„Wer hätte das gedacht, als sie mir damals mit Würfelzucker das Männchenmachen lernte!“

Nehmen Sie's ernst?

Ihr Horoskop

vom 16. bis 22. Juli 1950

Widder (21. 3. — 20. 4.)

Es ist jetzt Zeit, daß Sie mit einer alten Sache fertig werden. Schwierige Angelegenheit gründlicher behandeln. Kleine Interessen nachdrücklich vertreten, nicht durch fremde Meinungen beirren lassen.



Stier (21. 4. — 20. 5.)

Ändernde Tendenzen bei alltäglichen Arbeiten sind anzudeuten. Eine scheinbare Schwierigkeit löst sich auf einfache Weise. Vorstellungen und Gesuche haben eine gute Bedeutung.



Zwillinge (21. 5. — 21. 6.)

Ihre Arbeiten finden Anerkennung. Neue Pläne können in Erwägung gezogen werden. Zusammentreffen mit früheren Bekannten.



Krebs (22. 6. — 23. 7.)

In Ihren Arbeiten befinden Sie sich auf dem rechten Wege. Kleine Geschenke sind zu erwarten und Liebesgefühle vertiefen sich. Gesundheitliche Störung verläuft gutartig.



Löwe (24. 7. — 23. 8.)

Es gelingt Ihnen, neue Ideen in Vorschlag zu bringen, die Erfolge haben. Steigern Sie jetzt Ihre Aktivität. Stören Sie sich nicht an den lästigen Bemerkungen.



Jungfrau (24. 8. — 23. 9.)

Hüten Sie sich vor Aufregungen durch Menschen Ihrer Umgebung. Bewahren Sie stets Ruhe, lassen Sie sich nicht zu schnellen Entschlüssen hinreißen. Ihre guten Absichten werden noch später erkannt, wenn Sie sich an die Wahrheit halten.



Waage (24. 9. — 23. 10.)

Es können Hindernisse auftreten, denen Sie besser ausweichen. Reisen können durchgeführt werden und alle Bestrebungen, die zur Förderung der Gesundheit dienen, sind günstig.



Skorpion (24. 10. — 22. 11.)

Mit Vorsicht können Sie eine geschäftliche oder berufliche Änderung erzielen, doch begnügen Sie sich mit einem Teilerfolg. Glauben Sie nicht alles, was man über geliebte Menschen sagt.



Schütze (23. 11. — 22. 12.)

Lassen Sie sich nicht durch Verdächtigkeiten des Alltags stören. Sie sollen ruhig eine später vorzunehmende Rückfrage vorbereiten. Vorsicht in Ihren Äußerungen und Vertrauensverweisen.



Steinbock (23. 12. — 21. 1.)

Wechselvolle Wirkungen sind anzudeuten. Es ist nicht möglich, alle sich bietenden, guten Gelegenheiten voll auszunutzen. Das Leben bietet Ihnen kleine Hindernisse und Erschwerungen.



Wassermann (22. 1. — 19. 2.)

Gehen Sie Ihren Geschäften in ruhigen Bestrebungen in glücklicher Bestrebungen ist günstig. Mit Reisen haben Sie Glück.



Fische (20. 2. — 20. 3.)

Durch fremde Einwirkung wird ein wichtiger Wunsch vereitelt. Warten Sie ab! Dies gilt auch für Verträge. Beharren Sie Ihre innere Unruhe, verlieren Sie nicht Ihr Selbstvertrauen.



Venus und die „Fliegenden Untertassen“

Gestirne bei strahlendem Sonnenschein sichtbar / Atomare Explosionen auf Himmelskörpern

Um die „Fliegenden Untertassen“ ist es still geworden. Waren es nur Phantome? Der Hinweis, daß es sich bei den beobachteten Erscheinungen mehrmals um den Planeten Venus gehandelt haben soll, ist immer noch von Interesse, weil die Lichtbarkeit eines Sternes am hellen Taghimmel ziemlich ungläubhaft erscheint.

Daß aber zumindest Venus, die nach Sonne und Mond das hellste Gestirn überhaupt ist, gar nicht so selten auch tagsüber mit bloßem Auge erkannt werden kann, sollen nachstehende Begebenheiten beweisen. Bereits im 16. Jahrhundert hat Michael Mästlin, der Lehrer des großen Astronomen Johannes Kepler, mehrfach diesen Planeten bei strahlendem Sonnenlicht in Tübingen beobachtet. Aus dem Jahre 1609 ist bekannt, daß Venus gleichfalls bei hellem Tage in Frankreich gesehen wurde. Diese Erscheinung wurde dann ein Jahr später mit der gewaltsamen Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich in Zusammenhang gebracht. Wenige Jahre nach diesem Vorfall — am 21. Juli 1716 — war Venus in London am Taghimmel so auffällig sichtbar, daß Angst und Bestürzung unter der Bevölkerung die Folge war. Im Sommer 1750 traten ernsthafte Tumulte auf, denen nur die Polizei Einhalt gebieten konnte. Im Januar 1798 wurde der harmlose Planet in Paris sogar für einen unheilvollen Kometen gehalten und verursachte eine „kleine „Weltuntergangsstimmung“ in der französischen Hauptstadt.

Wer aber glaubt, derartige Verwechslungen wären in unserem aufgeklärten 20. Jahrhundert unmöglich, wird eines Besseren belehrt, wenn er erfährt, daß Venus im Jahre 1932 sogar für den Stratosphärenballon Piccards gehalten wurde. Mit Auto und Fernrohr nahmen alsbald Reporter und Filmberichter die Jagd nach dem silberglänzenden „Ballon“ auf. Sie mußten aber bald erfahren, daß Piccard noch gar nicht gestartet war und jenes am hellen Taghimmel gesichtete Objekt nichts anderes als der Planet Venus war.

Es ist deshalb durchaus verständlich, daß viele der in den letzten Jahren erfolgten Beobachtungen „Fliegender Untertassen“ auf ähnliche Täuschungen zurückzuführen sind.

Die Auffindung der anderen großen Planeten am Tage ist wesentlich schwieriger, doch sind von Merkur, Mars und vor allem Jupiter einige diesbezügliche Berichte bekannt. So hat z. B. Alexander v. Humboldt unter dem reinen Himmel von Cumana (Venezuela) mehrmals mit bloßem Auge Jupiter gesehen, als sich die Sonne noch oberhalb des Horizontes befand.

Es gibt im Weltall bestimmte Sterne, deren Leuchtkraft sich plötzlich innerhalb weniger

Stunden oder Tage um ganz gewaltige Beträge erhöht, um dann langsam wieder abzusinken. Der Astronom spricht dann von einer Nova, einem „neuen Stern“, obwohl man seit einigen Jahrzehnten mit Sicherheit weiß, daß es sich hier keineswegs um neugeborene Himmelskörper handelt, sondern um gewaltige Explosionen schon bisher vorhandener Sterne, die auf atomare Vorgänge zurückzuführen sind. Kurz vor dem letzten Kriege wurde von den amerikanischen Astronomen Baade und Zwicky der Begriff der „Supernova“ eingeführt, um damit anzudeuten, daß noch viel gewaltigere Sternkatastrophen als bei einer gewöhnlichen Nova möglich sind. Die Leuchtkraft derartiger Supernovae — Zwicky hat sie kürzlich einmal die „Atombomben des Weltalls“ genannt — übertrifft im Maximum die unserer Sonne um das 100-Millionenfache!

Nur drei derartige Supernovae unseres Milchstraßensystems sind in historischer Zeit nachweislich erschienen. So trat z. B. am 6. November 1972 im Sternbild Kassiopeia ein ungewöhnlich helles Objekt auf, das ohne besondere Schwierigkeiten auch tagsüber sichtbar war und von dem bekannten Astronomen

Tycho Brahe verfolgt wurde. Dieses Ereignis gab der vom Mittelalter übernommenen Auffassung von der Unveränderlichkeit des Sternhimmels einen empfindlichen Stoß.

Aber auch Kometen sind schon mehrfach bei Tage beobachtet oder sogar entdeckt worden. So wurde der große Komet vom Jahre 1843 vielerorts am hellen Tage aufgefunden. Auch der Schweif konnte dabei gut erkannt werden. Einmalig ist jedoch ein Komet, der im Jahre 1882 von zahlreichen Beobachtern in der Morgendämmerung entdeckt wurde, da er nämlich am Morgen des 17. September dieses Jahres vor der Sonnenscheibe hinwegzog.

Graphologie im Wirtschaftsleben

Die Handschrift liefert wichtige Aufschlüsse über die Berufseignung

„Unterlagen mit handschriftlichem Lebenslauf...“ Handschriftliche Bewerbungen erbeten an...“ Diese Aufforderungen aus Stellenanzeigen weisen darauf hin, daß viele namhafte Firmen die Bewerber der von ihnen ausgeschriebenen Stellen auch nach graphologischen Grundsätzen aussuchen.

Jeder Unternehmer ist gezwungen, von seinen Mitarbeitern ein Höchstmaß an fachlichem Können und Charakterfestigkeit zu verlangen. Er verläßt sich deshalb bei Neueinstellungen nicht nur auf Zeugnisse oder sonstige Unterlagen, weil die Erfahrung immer wieder zeigt, daß diese oft günstig gefärbt sind und selbst Auskünfte von früheren Arbeitgebern nicht immer ganz zuverlässig sind.

Es gibt für einen Personalchef genügend Möglichkeiten, sichere Feststellungen über Ehrlichkeit, Treue und Umweltsinnlichkeit, über Pünktlichkeit, Selbständigkeit und rationales Arbeiten, über mehr praktische oder mehr theoretische Veranlagung des Bewerbers zu treffen. Eine dieser Möglichkeiten ist die Graphologie. Sie wird heute von führenden Unternehmen der Industrie, des Handels und des Versicherungswesens in Personalfragen und bei Personaleinstellungen ergänzend zu Rate gezogen.

Was haben nun Arbeitgeber und Arbeitnehmer von der Betriebsgraphologie zu erwarten?

Bei der Eignungsprüfung werden in der Regel

drei Punkte berücksichtigt, und zwar die Leistungsfähigkeit, die soziale Anpassung und die Vertrauenswürdigkeit. Diese sind jedoch unter sich sehr verschieden, denn während wir z. B. von einem Buchhalter in erster Linie Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Sorgfalt verlangen müssen, liegt beim Schafför das Schwergewicht auf absoluter Nüchternheit und raschem, der augenblicklichen Situation entsprechendem Reagieren. Vom Werkmeister erwartet man neben großem Fachwissen praktische und theoretische Fähigkeiten, Organisationsgabe, Entschiedenheit und Menschenkenntnis, vom Reisevertreter Rührigkeit, diplomatische Verhandlungsgabe, Redegewandtheit und sicheres Auftreten, von einer Korrespondentin Umstellungsfähigkeit, Selbständigkeit und rasches, sauberes Arbeiten. So erfordert jede gehobene Stellung eine gewisse naturgegebene Anlage oder anerzogene Haltung. Darüber kann die Graphologie Auskunft geben.

Hierdurch werden nicht nur Fehlbesetzungen vermieden, sondern auch den begabten und entwicklungsfähigen Bewerbern der Weg geebnet. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil der graphischen Charakteranalyse liegt schließlich darin, daß der Unternehmer sowohl die Vorräte als auch Eigenarten seiner engeren Mitarbeiter kennen und verstehen lernt, was wesentlich die beiderseitige Anpassung erleichtert.

Julius Wenzler, wissenschaftl. Graphologe

Stops und die Aequatorsonne



Stops afrikanisch schwitzen muß; der Hund sieht aus wie Fidibus.



„ne Stange Eis, denkt Stops erfreut, die kommt mir grad zur rechten Zeit, bis der Eisblock abgehauen.“



Auf den Kopf hinauf das Eis; erfrieren soll der läst'ge Schweiß.



Die Glutze plüht, entscheidet bald das Ringen zwischen heiß und kalt.

Moral: Unter des Aequators Schwüle / erhofft man sich vergebens Kühle.



Teavi, teava... die Schwarzwaldpost

Über Berg und Tal durch den Schwarzwald von Karlsruhe nach Freiburg

Wie an einer Perlschnur reihen sich entlang der württembergisch-badischen Grenze über die Höhen und Täler des Schwarzwaldes weithin bekannte Kurorte und Kurhäuser. Es



Kniebis-Lamm

war ein guter Gedanke, sie alle, die bisher nur einzeln durch Kraftpostlinien von verschiedenen Ausgangspunkten aus zu erreichen waren, durch eine Linie zu verbinden. Seit dem Beginn der Sommersaison verkehren zwischen Karlsruhe und Freiburg viermal wöchentlich die großen, modernen gelben Omnibusse der Bundespost, die auf einer einzigen Tagesfahrt dem Reisenden all die Schönheiten dieser einzigartigen Landschaft in der Südwestecke Deutschlands erschließen.

Aus der alten badischen Hauptstadt Karlsruhe steigt die Schwarzwaldpost durch das Albtal hinauf nach Herrenalb, dem Kurort am nördlichen Ausgang des Schwarzwaldes. Dann geht es hinunter ins Murgtal, über Gernsbach hinüber nach dem jetzt wieder mächtig aufstrebenden Weltkurort Baden-Baden, der seit der Wiedereröffnung der Spielbank ein besonderer Anziehungspunkt der großen Welt geworden ist. Und zieht die Bahn ohne Schienen auf gepflegten Straßen ihren Weg mitten durch das Gebirge, bergauf, bergab, durch dunkle Tannenwälder, liebliche Täler und weite Höhen, die vielfältig den Blick in die Ferne, hinüber zu den Vogesen und bis zu den Alpen freigeben. Bis zu tausend Meter Höhenunterschied überwindet die Post auf ihrer Fahrt, deren erste Etappe über die Schwarzwaldhochstraße, mit ihren bekannten Kurhäusern Bühler Höhe, Plättig, Sand, dem Ruhestein und dem Kniebis nach der sonnigen Höhenstadt Freudenstadt führt, wo um die Mittagszeit ein einstuündiger Aufenthalt gemacht wird.

Welch einer Fülle von Schönheiten begegnet der Reisende auf dieser Bergstraße, entlang der oberrheinischen Gartenlandschaft, in der sich das silberne Band des Rheines hin-schlingelt und über die hinweg der Blick bis hinüber zum Straßburger Münster und den Wasgenwald schweift! Dieser Teil des nördlichen Schwarzwaldes gehört zu den eindrucksvollsten Erlebnisorten des Reisenden. Wer mit der Schwarzwaldpost reist, kann feststellen, daß der „Black Forest“ seine Anziehungskraft dieses Jahr auch wieder auf die aus-

ländischen Besucher, vor allen Dingen aus England und Amerika ausübt. Seit Jahren zum erstenmal begegnet man wieder zahlreichen ausländischen Omnibussen. Der Aufenthalt in Freudenstadt gibt nicht nur Gelegenheit zur kurzen Rast und Stärkung, ein Gang durch die Stadt vermittelt dem Besucher ein einprägsames Bild vom Tempo und der Intensität des Wiederaufbaues des noch in letzter Minute 1945 zerstörten Kurortes, der seinen Gästen schon wieder alle Möglichkeiten eines komfortablen Aufenthaltes bietet.

Und dann durchheilt unsere Schwarzwaldpost das romantische Tal der

Triberger Wasserfällen einen Besuch abzustatten. Und dann wechseln wieder die Bilder, wenn der Omnibus über die Hochebene des südlichen Schwarzwaldes, über Schönwald, Furtwangen, Neueck hinabführt durch das einzigartige Simonswälder Tal in die liebliche Landschaft der Elz, über Waldkirch nach der Metropole Südbadens, Freiburg, der Endstation unserer erlebnisreichen Fahrt. Hier findet, wer Lust hat, Anschluß an die „Bodenseepost“. In zehneinhalb Stunden erschließt die Schwarzwaldpost über 233 km hinweg eines der schönsten Landschaften, und vielleicht wird es nicht lange dauern, bis wir wieder



Kurhaus Ruhestein an der württ.-bad. Grenze

Aufn.: Metz

Wolf, das Schapbachthal. In Hausach überquert sie das durch sein Kirschwasserbekannte Kinzigtal. An schmucken Schwarzwaldhäusern vorbei er-



Freiburg ist Endstation der Schwarzwaldpost

Aufn.: Städt. Verkehrsamt, Müller

reicht sie durch das ebenso wie das Schapbach- und Kinzigtal durch seine Trachten berühmte Guttachtal zum Nachmittagskaffee Triberg, die Hauptstation der Schwarzwaldbahn, die sich hier in zahllosen Serpentin- und durch 36 Tunnel auf die Hochebene des Schwarzwaldes hinaufwindet. Man hat hier Zeit, den

die vor dem Kriege bestehende Omnibusverkehrslinie Heidelberg bis Luzern befahren können, als deren Teilstrecke die Schwarzwald- und die Bodenseepost geplant und ausgeführt wurden.

Die Schwarzwaldpost ist mehr als eine x-beliebige neue Verkehrslinie. Nicht nur, daß sie in einer einzigartigen Weise dem Reisenden die viel-



Freudenstadt, die sonnige Höhenstadt im Schwarzwald

Aufn.: Fiedler

fältigsten und schönsten Eindrücke vom Schwarzwald vermittelt, sie ist außerdem Symbol für die Einheit des Fremdenverkehrsgebiets Schwarzwald, die über die Grenze hinweg die beiden Teile Württemberg und Baden verbindet. Um so befremdlicher freilich ist es, daß mit der Einführung dieser Linie nicht gleich auch die Konkurrenzbestimmungen zwischen Post und den anderen Verkehrsunternehmen verschwunden sind. Denn auf der Strecke von Karlsruhe nach Herrenalb darf kein Passagier zusteigen, weil diese Strecke von der Albtalbahn befahren wird,

und ebenso ist es auf der Strecke Baden-Baden nach der Schwarzwaldhochstraße, weil hier Omnibusse der Stadt Baden-Baden verkehren. Den Genuß der einzigartigen Eindrücke, die die Schwarzwaldpost vermittelt, freilich läßt sich der Reisende dadurch nicht verdrießen, und wenn er im nächsten Jahr wiederkommt, würde er sich freuen, wenn auch die äußerlich zwar nicht mehr sichtbaren aber dennoch vorhandenen Grenzlinien zwischen Württemberg und Baden, die die Post mehrmals überschneidet, verschwunden wären.

K. W.

Thule wurde ein moderner Staat

Freiwarmbad am Polarkreis / Geysire heizen die Hauptstadt Islands

Island ist eines der modernsten Länder unserer Erde. Die Essenz der in vielen Jahrzehnten auf dem gesamten Erdball gesammelten Erfahrungen in Wirtschaft, Technik und Wissenschaft kann diese Insel für sich auswerten. Sie braucht nicht erst in deren Kinderschuhe zu treten, sondern kann aus dem Vollen schöpfen und alle Mittel, die andere Länder in Experimenten anlegen mußten, direkt zum Aufbau verwenden: Der Krieg war für das Eiland die Quelle eines raschen Aufstieges, wenn auch der Einfluß der Besetzungen — vor den Amerikanern waren die Engländer dort — den Lebensstil verwandelt hat. Die alte nordische Kunst und Kultur ist in dem modernen Aussehen der Städte natürlich beeinträchtigt, man findet sie aber noch überall in den vereinzelt liegenden Dörfern und Höfen. Islands Städte sind amerikanisiert. Die Insel ist zwar 30 000 qkm größer als Bayern, aber nur 150 000 Menschen wohnen darauf. Dennoch erweckt das geschäftige Treiben der beiden größten Städte, Reykjavik und Akureyri, den gleichen Eindruck wie in größeren Festlandstädten. Nur eines fällt dem Besucher sofort auf, die Straßenbahn fehlt.

Ohne Eisenbahnen

In den dreißiger Jahren wurden gewaltige technische Anlagen gebaut. Kurz vor dem Kriege stellte Siemens-Schuckert die Fernheizung fertig, die an die neunzig Grad warme Fontäne eines Geysirs angeschlossen ist und sämtliche Gebäude der Hauptstadt heizt. Was aber immer gebaut und geplant wird, erhält das beste technische Gewand. Der zweite Weltkrieg hat freilich einen dicken Strich durch die Pläne der Regierung gezogen. Sind die Straßen daher auch nicht alle gepflastert oder asphaltiert — die Bürgersteige sind in vorbildlicher Weise mit Schrittplatten belegt. 350 Postämter und 450 Telegraf- und Telefonstellen bewältigen

den postalischen Verkehr auf der Insel. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die durch den Krieg entstandene Pause beendet ist, und Island wird dann weiter im Zeitraffertempo „erbaut“ werden.

Eisenbahnen wird es in diesem zerklüfteten Lande nie geben, doch Autobusse brausen ununterbrochen durch das Land, Schiffe stellen die Verbindung zwischen den Küstenorten her und Flugzeuge fliegen ihren Kurs zwischen den verhältnismäßig vielen Landeplätzen hin und her und bewältigen auch den größten Teil des Personenverkehrs auf langen Strecken.

Der Fisch als Symbol

Einen Breitengrad vom nördlichen Polarkreis entfernt liegt Akureyri mit seinen 50 000 Einwohnern als wirtschaftlicher Stützpunkt der nördlichen Inselgebiete. In diesem zweitgrößten Hafen wird ein beträchtlicher Teil des Im- und Exports umgeschlagen. Islands Wirtschaftslage ist vom Ertrag des Fischfanges abhängig. Allein 93 Prozent machte der Devisenertrag der Fischausfuhr vom Gesamtexport aus. Deshalb zeigen viele der hübschen Briefmarken den Fisch, der in Schwärmen zieht, oder einzeln den wendigen Kabeljau. „Jorundur“ ist der Name des modernsten Trawlers der Welt. Dieser 470 BRT große isländische Fischdampfer ist mit mannigfachen technischen Neuerungen ausgestattet. Aluminium ersetzt viel Eisen. Eine Trankocherei und eine Fischmehlfabrik an Bord vervollständigen diese schwimmende „Fang- und Verarbeitungsfabrik“.

Hier wachsen Bananen

In diesem Lande, das an den Polarkreis grenzt, wachsen Bananen. Nicht nur Hausfrauen nutzen die aus Erdspalten hervorsprudelnden heißen Quellen zum Waschen, sondern auch Architekten und Ingenieure verstanden es, dieses Naturwunder einzu-

fangen. Durch kilometerlange Leitungen strömt das Heißwasser nicht nur zu Heizungszwecken in die Stadt, sondern auch zu den weit vor den Toren liegenden Gewächshäusern. Tomaten, Bananen, Gurken und ähnliche Früchte reifen zu Prachtexemplaren. Doch die Möglichkeiten, einen Geysir auszunutzen sind noch nicht erschöpft. Zu den herrlichsten Erlebnissen gehört ein Bad: unter freiem Himmel, angesichts der schneebedeckten Gletschergipfel, kann man sich im wohltemperierten Wasser tummeln.

Abseits liegt Thule

Zeltnah ist in den Städten die Kultur. Einst klangen die Heldengesänge der Edda über das Land, einst sangen die Nordlandbarden uralte Volksweisen und ei-st fertigten geschickte Hände den Eigenbedarf an Booten, Kleidung und Zierat. Heute klingen Broadwayschlager aus den Tanzlokalen, Magazine sind weit verbreitet und amerikanische Waren überschwemmen das Land. Dörfer und Höfe sind jedoch von dieser Entwicklung verschont geblieben. Hier kann man noch das unverfälschte, alte Thule erleben, wie es uns aus Büchern und Gedichten als sagenumwobene Insel bekannt ist.

Die Entwicklung geht auch auf der Insel Island weiter. Wird sie vor den schier unerforschbaren Kratern, Gletschern und Gebirgsklüften haltmachen? Heute schlängeln sich noch schmale Pfade an den Gletschern vorbei in die grünen, üppigen Täler, in denen prächtige, gesunde Schafe weiden und einen Teil des Rohstoffes für die Textilindustrie liefern. Vielleicht schon morgen ziehen sich graue Betonstraßen durch das Land, vorbei an dem einzigen Wäldchen der fast baumlosen Insel bei Akureyri, und so manches Dorf wird dann an dem Tag und Nacht pulsierenden Leben teilhaben können.

G. K.



Blick auf das Weltbad Baden-Baden

Aufn.: Hansa-Luftbild / Kurverwaltung

WETTLAUF FINS NICHTS

ATOMFORSCHUNG AM SCHEIDEWEG
ROMAN VON WOLF LINKE

(Nachdruck verboten)

(No. Fortsetzung)

Ein-, zweimal umschleicht er das große Rechteck aus Beton. Die Tore sind für ihn bedeutungslos, doch die untere Fensterreihe, obwohl vergittert, ermöglicht zunächst einige Aufnahmen des Inneren. Das geht schnell und einfach. Er nimmt den Strahler in die Rechte und hält ihn gegen die Scheibe, während das Handgelenk in dieselbe Richtung weist. Dann braucht er mit der Linken nur noch den Verschluss auszulösen. Auch nicht das leiseste Klacken ist zu hören. Das Spiel wiederholt sich an jedem der zwölf hohen Fenster. Dabei entdeckt er noch etwas anderes!

Zwischen dem zweiten und dritten Fenster erhebt sich ein schmales Gerüst und endet oben an einem kreisrunden Durchbruch der Wand. Im fahlgelben Schein seiner Lampe erkennt er genau, daß diese Oeffnung ungesichert ist.

Natürlich hat er die komplizierten Apparaturen im Innern längst bemerkt! Da ist es verständlich, daß ihm nun vor freudiger Erregung das Herz im Leibe hüpf.

Blitzschnell ist sein Plan gefaßt. Das Hin- und Herkommen bietet keine Schwierigkeit, die Leitern sehen ja geradezu einladend aus! Doch drinnen muß man auch wieder hinab, und es ist fraglich, ob man seiner dort ebenso vorsorglich gedacht hat. In seinem Zimmer weiß er noch einige dünne, aber haltbare Seile. Die müssen her.

Kurzentschlossen macht er sich auf den Weg geht, schleicht, verhält wieder, lauscht kurz, läuft und lacht in sich hinein, wenn er den ahnungslosen Posten ein Schnippen schlägt. Kaum eine Stunde später steht er mit seiner „Bergsteigerausrüstung“ wieder an der gleichen Stelle.

Mit katzenartiger Geschwindigkeit erklimmt er Sprosse für Sprosse und befestigt oben das Seil an einem dicken Stützbalken. Dann schiebt er sich geduckt durch die Oeffnung und läßt sich im Innern lautlos hinab. Die Lampe hält er zwischen den Zähnen und empfindet so weder Finsternis noch Unsicherheit.

Unten angelangt, wendet er seine ganze Aufmerksamkeit sofort den beiden Autoklaven zu und knipst sie von allen Seiten.

Dann schwingt er sich an der dünnen Stahlstanzung hinauf, denn er hat entdeckt, daß der vordere sogar noch geöffnet ist. Die zentnerschwere Verschlussklappe schwebt an kräftigen Stahlseilen fast einen Meter über der kreisrunden Oeffnung. Das Innere des Druckkessels ist von dünnen Stahlstäben gitterartig durchzogen. In der Mitte sitzt ein siebartiger Kasten, in dem eine flache, unregelmäßige Metallschmelze ruht. Sie muß kalt und erstarrt sein; trotzdem geht von ihr ein gespenstisch grünes Leuchten aus.

Gar zu gern nähme Bob Ashley eine Probe dieses Stoffes mit, denn sein Auftraggeber hat nun einmal eine Schwäche für Souvenirs dieser Art. Doch erstens hindert ihn das gitterartige Gestänge am Hinabgehen und zweitens traut er dem Braten doch nicht so ganz. Er ist überzeugt davon, daß das grünlige Leuchten nicht nur ein gewöhnliches Phosphorleuchten ist, sondern daß es sich hier um eine ihm unbekannte Radioaktivität handeln muß. So begnügt er sich schweren Herzens mit einigen Aufnahmen.

Dann zieht ein länglicher Werkzeugkasten, den er auf einer Plattform zwischen den vielen Röhren entdeckt, seine Aufmerksamkeit an. Er erkennt sofort, daß die Schrauben, die darin aufbewahrt werden, zum Außenmantel der Autoklaven gehören. Eigentlich sind sie für die Verschlussklappe bestimmt, doch auf eine mehr oder weniger wird es ja nicht ankommen. Die Art, in der sie hier aufbewahrt werden, verrät ihm, daß der kleine Diebstahl wahrscheinlich unbemerkt bleiben dürfte.

„Damned“, brummt Bob Ashley, als er eine der Schrauben zu sich stecken will. „das Ding ist ja schwerer als Blei!“

Doch dann fällt ihm ein, daß ja gerade Schwermetalle bei Atomprozessen eine bedeutende Rolle spielen. Ungeachtet des erheblichen Gewichts läßt er das längliche Stück Metall in die Brusttasche seiner Kombination gleiten.

Tiefbefriedigt über den Erfolg dieses ersten „Ausfluges“ tritt er den Rückweg an. Draußen rollt er das Seil mit überlegen Umschlingender Miene werkgerecht zusammen und schlingt es um seinen Leib.

Eine halbe Stunde später hat er seine Demaskierung beendet und die Sachen im Fallschirmbeutel verstaut. Bald darauf erfüllt ein regelmäßiges Schnarchen den Raum. Mr. Ashley schläft den Schlaf des Gerechten.

★

Ein reges Kommen und Gehen herrscht an den Ausgängen des hypermodernen Gebäudekolosses, in dem sich das Zentralbüro des Moskauer Auslandsnachrichtendienstes befindet. Sowohl die Agenturen der Kominform

als auch die Spezialabteilungen der einzelnen Botschaften und alle letzten, kleinsten Zellen jenes weitverzweigten Nachrichtennetzes richten ihre Meldungen direkt oder durch Mittelsmänner an diese Stelle.

Auch über Thomas Eichbergs Tun und Lassen, seine Gespräche und Äußerungen im Umgange mit Berufskollegen kommen regelmäßig Berichte herein. Noch nicht einmal volle vier Wochen lebt er nun in Moskau, doch schon besitzt die eigens für ihn eingerichtete Mappe beträchtlichen Umfang.

Die „Akte Eichberg“ wird allerdings immer mit der eines gewissen Wladimir Sotchenko, der sich zuweilen auch Mr. Warnock nennt, hervorgehoben.

Mit ausgesuchter Höflichkeit begegnet man ihm, umgibt ihn mit allem Komfort, wie ihn auch Amerika nicht vollkommener bieten könnte. Daß Rußland im Besitze der Atombombe ist, davon konnte sich der Doktor bei seinem ersten Besuch im Moskauer Lenin-Laboratorium bereits überzeugen. Aber diese Bombe in der alten Hiroshima-Form ist ja durch das furchtbare Vernichtungsinstrument, das die neue Superbombe der Vereinigten Staaten darstellt, längst überholt.

Auf abendlichen Gesellschaften und in privaten Fachgesprächen, die sich oft anspannen, hat er fast täglich Gelegenheit, über den außerordentlich hohen Stand der russischen Wissenschaft, der besten der Welt, wie man ihm jedesmal versichert, immer neue Einzelheiten zu erfahren. Und diese realen Tatsachen zerstreuen langsam, Stück für Stück, seine Bedenken, etwas verraten zu können.

Und wenn er dann am Abend, von Zweifeln geplagt, mit Frau Gerda über dies oder jenes spricht, Schlüsse zieht und Vermutungen anstellt, dann durchleuchtet seine Worte der brennende Wunsch, ja das Verlangen von Tag zu Tag stärker, bald — baldmöglichst wieder am Zyklotron zu arbeiten.

Wie glücklich war er noch vor wenigen Wochen, als ihm gleich nach seiner Ankunft mitgeteilt wurde, er dürfe sich in einem mittleren Labor zusammen mit Gerds der Strahlenforschung widmen. Aber diese Begeisterung



Verladung der Bombe Zeichn.: F. Springer

vererbte bald. Es ist eben nicht „sein“ Gebiet, und er ist überzeugt, im Bereiche der Heliumsynthese mehr, Besseres leisten zu können. Denn das ist ein Arbeitsfeld, das ihm ans Herz wuchs, und ein unwiderstehlicher innerer Drang zieht ihn nach dort zurück. Und dann noch die täglichen Tropfen dieses süßen Giftes, das ihm regelmäßig verabreicht wird: Wir wissen alles, du bietest uns nichts Neues.

Wissenschaftler sind auch Menschen. Oft sogar recht impulsive, und wer kann es ihm da verübeln, daß er sich Tag für Tag jener frommen Selbsttäuschung hingibt: Du kannst frei und ungehindert arbeiten, gegen die Verpflichtungen dem alten Wirkungskreis gegenüber verstößt du nicht.

Von den verlockenden Prämien, die jedem Forscher für besondere Leistungen in Aussicht gestellt sind, ganz zu schweigen.

Auch heute ist er in mißlicher, zwiespältiger Stimmung, als er nach Dienstschaft vom Labor zu seiner Wohnung fährt. Nachdenklich sitzt er in den Polstern des Wagens und Frau Gerda betrachtet seine abwesende Miene mit Besorgnis.

Heute morgen erschien der technische Leiter des großen, modernen Laboratoriums, in dem das einzige Zyklotron Moskaus steht, nicht zum Dienst. Er liegt mit einer schweren Lungenerkrankung zu Bett und ist, wenn man den zwei- bis dreimonatigen Erholungsurlaub, den er nach seiner Genesung antreten dürfte, einrechnet, für fast ein halbes Jahr arbeitsunfähig.

Das Labor braucht einen neuen Leiter. Und

genau so, wie es dem radehenden Autofahrer in den Fingern juckt, wenn ein schnittiger Wagen ihn überholt, befand sich auch Eichberg heute in einem wahren Traumzustand. Er tat seine Arbeit nur mechanisch. Immer wieder hielt er unbewußt inne, strich sich über die Stirn, seufzte. Er hat noch kein Wort über diese Sache zu Gerda gesprochen, aber sie müßte nicht seine Frau sein, verstünde sie nicht auch so, was ihn bewegt.

★

Langsam erhebt sich Professor Kapizewsky hinter dem mächtigen Schreibtisch seines Privatbüros. Gemessenen Schrittes geht er auf den Doktor zu und reicht ihm die schmale, sehnige Rechte.

„Ich hatte Sie im Auge, denn dieser Posten ist für Sie wie geschaffen. Hier können Sie Ihre ganze Kraft einsetzen und Ergebnisse erzielen, die Ihrem Können entsprechen. Ich danke Ihnen, daß Sie sich selbst zu diesem Schritt entschlossen; denn lieber hätten wir einen Unfähigeren an diese Stelle gesetzt, als Ihre freie Entscheidung auch nur im geringsten zu beeinflussen. Ich verstehe Ihre seelischen Konflikte vollkommen. Aber ein Mann wie Sie kann nicht mit jedem Fuß in einem anderen Lager stehen, er muß sich entscheiden, um volle Befriedigung in seiner Arbeit zu finden. Und diese Befriedigung neben manchem schönen Erfolg wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen.“

Mit entschlossener Bewegung ergreift der Doktor die dargebotene Hand:

„Ich danke Ihnen und will mich bemühen, Ihren hohen Erwartungen gerecht zu werden.“

„Wenn Sie es wünschen, steht dem nichts im Wege, daß Sie die Leitung des Labors sofort übernehmen. Die Einarbeitung dürfte Ihnen keine Schwierigkeiten bereiten.“

Damit ist der Schnitt getan, und Dr. Eichberg geht von nun an voll in seiner neuen Tätigkeit auf.

Die nächsten Wochen bringen für das Paar viele Abende ungetrübten Glücks. Die Arbeit schreitet gut vorwärts. Das komplizierte Spaltverfahren, das der Konstruktion der Super-Atombombe zugrunde liegt, beherrscht Dr. Eichberg völlig. Immer mehr häuft sich die Ausbeute dieses dämonischen Elements, das in Atomgrad und Tscheljabinsk gesammelt wird. Unermüdet sitzen Wissenschaftler und Konstrukteure an der Arbeit, um das technische Problem dieser vernichtendsten aller Waffen zu lösen. Sie leisten ganze Arbeit. Zwei Monate nach der Ankunft des Doktors in Moskau ist die Sowjetunion im Besitz des ersten Versuchsexemplars.

Ein Gebiet von zehntausend Quadratmeilen jenseits der Niederungen von Ob und Lena ist auszuheben, das Pegefeuer der entfesselten Elemente über sich ergehen zu lassen. Bald sind die letzten Vorbereitungen getroffen, und es bedarf nur noch eines Befehls aus dem Kremel, um den Versuch zu starten.

★

Stundenlang braust die große Viermotorige über die gleichförmige Steppenlandschaft des asiatischen Rußlands. Nur hier und da unterbrechen Hügelketten die eintönige Ebene.

Doch nun ändert sich das Bild. Kleinere und größere Ortschaften grüßen herauf. Schlanke Schornsteine ragen aus weitläufigen Industriewerken hervor und mächtige Dunstwolken überschatten die Gegend. Das Flugzeug legt sich in die Kurve und die Reisenden erhaschen einen einmaligen Blick von Atomgrad, der von hohen Mauern und Wällen umgeben und aufs strengste bewachten Atomzentrale der UdSSR.

Der erste Gesamteindruck ruft in Thomas Eichberg sofort die Erinnerung an Oak Ridge, das amerikanische Gegenstück dieser Stadt, hervor. Die beiden Orte könnten ungefähr Antipoden sein, also auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel liegen. Trotzdem hat der gleiche Zweck, dem sie dienen, ihr Äußeres in starker Übereinstimmung gestaltet. Nur daß diese Stadt hier bedeutend weniger Wohngebäude aufweist als die amerikanische. Dort leben fast fünfzigtausend Menschen, denkt der Doktor, und mindestens so viel müssen auch hier beschäftigt sein. Weiß der Teufel, wo die alle hausen mögen.

Nach der Landung muß jeder der Wissenschaftler, auch wenn er persönlich bekannt ist, einen endlosen Rattenschwanz von Formalitäten, Untersuchungen und Kontrollen über sich ergehen lassen. Ueber eine Stunde benötigt man dazu. Dann geht es mit einem kleinen, schnellen Wagen hinüber zur Halle „Roter Stern“. In dem weiten Raume bemächtigt sich feberhafte Spannung sowohl der Anwesenden als auch der Gäste. Denn nun muß es sich entscheiden, ob die Arbeiten von Monaten und Jahren umsonst waren oder nicht.

Auf breiter, rollbarer Plattform erhebt sich in der Mitte des Raumes eine über 4 Meter hohe dickbauchige, plumpe Tonne. Die gedrunghenen Stabilisierungsflächen am oberen Ende verleihen ihr das Aussehen einer mächtigen

Bombe. Und das ist sie auch, wenn auch nicht im allhergebrachten Sinne. Die Energien der hier eingebauten Anlage zum Aufbau von 250 Mol. Helium aus der entsprechenden Menge Wasserstoff, bei der ein kleines Quantum Plutonium zur Auslösung dient, übertreffen an zerstörender Wirkung das vielhunderttausendfache Gewicht normaler Sprengmittel.

Unter der Oberaufsicht des gleichfalls soeben eingetroffenen Professors Kapizewsky werden die vielen Armaturen der Bombe noch einmal überprüft. Spannungserzeuger laufen an. Zeiger huschen über blaßblaue Kontrollskalen, Warnungslämpchen flammen auf und Farbstifte geben eine graphische Darstellung der Vorgänge im Innern des komplizierten Mechanismus.

Die Männer haben ganze Arbeit geleistet. Die Bombe muß reibungslos funktionieren. Mit zufriedenen Gesicht hebt der Professor die



Ein einmaliger Blick auf Atomgrad

Hand: „Stoy“, und legt den mächtigen Hauptschalter um. Im Augenblick verstummen sämtliche Geräusche, die Zeiger wandern zitternd in Nullstellung zurück.

Nun kommt der Transport. Thomas Eichberg besteigt den Kontrollsitz auf dem Spezialfahrzeug. Der Professor tritt hinter ihn und die starke Zugmaschine bugsiert ihre schwere Last langsam ins Freie. Auf einer eigens dafür angelegten Betonbahn geht es zum Rollfeld hinunter. Die Luft ist wie reingefegt, denn seit einer halben Stunde herrscht grundsätzliches Start- und Landeverbot.

Eine viermotorige Dakotamaschine ist zum Transport der Bombe bestimmt. Die Ladeflächen sind vergrößert, und kurze Zeit später ziehen Flaschenzüge der Aufhängevorrichtung den über 140 Zentner schweren Koloß in das Innere des Rumpfes.

In stoischer Ruhe lehnen die Männer der Besatzung an der Einsteigelupe und rauchen ihren Machorka. Immer wieder schauen sie nach dem gläsernen Beobachtungsturm der Funkwache hinüber: Die Maschine darf erst starten, wenn der Befehl des Kremel da ist. Die anderen Männer, Kapizewsky, Eichberg, Smirnow und wie sie alle heißen, vertellen sich auf die weiter hinten stehenden schnellen Reiseflugzeuge.

Gleich nach dem Abflug der Dakota werden auch sie ihren Beobachtungsstationen zustreben. In Fachkreisen hofft man genau so wie im Kremel viele neue Erkenntnisse aus dem Verlauf des Versuchs zu schöpfen.

In diesem Augenblick geht drüben der gelbe Wimpel hoch. Luken werden geschlossen, die Motoren brüllen auf, und wie ein Entenschwarm folgen die kleinen Flugzeuge der schweren Viermotorigen auf dem Wege nach Norden.

Stundenlang führt der Flug über die Graslandschaft der Kirgisensteppe. Als einzige größere Stadt wird Omsk überflogen, dann folgen die feuchten Sumpfniederungen des Ob-Netzes, doch weiter führt der Weg über den Jenissei nach der fast unbewohnten Halbinsel Taimyr am nördlichen Eismeer.

In harten Stößen fährt der eiskalte Nordwest über baumlose Schnee-Ebenen und zugefrorene, verschneite Sumpf- und Wasserflächen. Tief im Südosten bemüht sich die Sonne, Licht und Wärme zu verschenken. Doch es ist, als schiene sie für ein anderes Land und gestalte sich nur eben einen kurzen Blick über den Horizont, ganz leise, in dem Bestreben, den Totenschlaf der Tundra nicht zu stören und das schier endlose Laken dicken, weißen Schneeflaumes nicht zu berühren. Kalt und nüchtern steht ihre kupferrote Scheibe dicht über dem Lande, und wo die klingelnde, gefrorenen Spitzen weißlichgrauer Strauchflechten oder faustgroß verfilzter Moosbüschel aus der glitzernden Pracht eiskalter Unendlichkeit hervorragen, sträuben sich verschwommene, lango Schatten grau und stumm dem Winde entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe Kinder!

Noch zehn Tage und die langgeschnittenen großen Ferien nehmen ihren Anfang. Diese zehn Tage werdet ihr das Stillsitzen in der Schule ja noch aushalten können. Hoffentlich nimmt die Sommerhitze während dieser Zeit nicht mehr solche Ausmaße an, wie in der vorletzten Woche, als das Thermometer in einigen Orten unseres Landes bis auf fast 36 Grad im Schatten kletterte.

Einige junge Freunde, die unseren „Kindersamstag“ gerne lesen, haben mich schon gefragt, ob ich ihnen nicht auch eine Zeitschrift nennen könnte, die von hinten bis vorne nur für die Jugend geschrieben ist. Da ist mir gerade eine auf den Schreibtisch gefallert. Sie heißt „Lilliput, die fröhliche Jugendzeitschrift“, und erscheint monatlich einmal zum Preis von 50 Pfg. im Schönders-Verlag, Nürnberg. An dieser Zeitschrift werdet ihr bestimmt eure Freude haben.

Und nun bin ich für heute wieder mit herzlichen Grüßen euer Onkel Otto

Jagd auf Feuersalamander

In der Schule bevölkern diesen Sommer die Kriechtiere und Lurche unser neu hergestelltes Terrarium, und zu unserer großen Freude fand ein Kamerad von mir einen schönen Feuersalamander. Es ist ein schwarzes Tier, und im Bau gleicht er ganz der Eidechse. Aber im Gegensatz zu dieser bewegt er sich nur schwerfällig vorwärts, doch im Wasser ist er sehr behend. Wir fütterten ihn mit Würmern und kleinen Schnecken, jedoch nach einigen Tagen war er spurlos verschwunden. Deshalb beschloßen zwei Freunde und ich, wieder einen zu fangen.

Der Feuersalamander lebt aber nur

DER KINDER-SONNTAG

In nassen, wasserreichen Gegenden, und darum mußten wir an einem Wasserfall suchen. Gleich nach dem Mittagessen radelten wir los. Um drei Uhr erreichten wir das Ziel. Wir fragten einen Mann, ob es hier Feuersalamander gäbe. Er verwies uns an eine schattige, moorige Stelle. Da stiegen wir wieder den halben Berg hinunter und suchten vergebens nach einem Feuersalamander. Keine Spur war zu sehen. Nach einer Stunde riß meinem Freund der Geduldtsfaden. Er schlug vom nächsten Baum einen dicken Ast ab und wälzte wütend damit viele Steine um. Plötzlich schrie er: „Komm schnell mit deiner Büchse, ich habe einen entdeckt.“

Ich wollte es zuerst nicht recht glauben, aber als er dann immer wie-

der rief, lief ich eilends zu ihm hinunter. Tatsächlich! — Er hatte einen schönen Feuersalamander in seiner Hand. Hoherfreut sperrten wir das arme Tier in die enge Büchse. Nun wollten wir nach Hause fahren, aber mein Freund wollte noch einen fangen, und als er dann auch noch einen sehr kleinen fand, bemerkte er: „Jetzt noch einen großen, dann haben wir eine ganze Salamanderfamilie.“ Ich erhaschte zuletzt noch einen sehr dicken, und dann fuhren wir wieder frohgemut nach Hause.

Bis heute leben die von uns gefangenen Tiere noch im Terrarium, aber in einigen Wochen werden wir sie wieder aussetzen.

Hermann Eppinger, Münsingen, 14 J.

Der Blitzableiter ist 200 Jahre alt

Benjamin Franklin hat ihn erfunden

Am 29. Juli 1756 berichtete Benjamin Franklin in einem Briefe über seine Erfindung des Blitzableiters: „Meine Beobachtungen bei Experimenten lassen mich vermuten, daß Häuser, Schiffe und selbst Türme und Kirchen von den Einschlägen des Blitzes durch Spitzen wirkungsvoll geschützt werden können; an Stelle der runden Holz- und Metallkugeln, die gewöhnlich an die Enden von Wetterhähnen, Fahnen, Kirchengespindeln, Türmen und Mastbäumen gesetzt werden, sollte eine Eisenstange treten, die wie eine Nadel zu einer Spitze geteilt und vergoldet ist, um das Verrotten zu verhindern; noch besser wäre eine Anzahl von Spitzen. Das elektrische Feuer

würde dann, glaube ich, stillschweigend aus einer Wolke gezogen werden, bevor es einschlagen könnte.“

Lange hat Franklin darüber gegrübelt, wie dem Blitzschlag der jährlich

undern Tag kommt Besuch und da wird das neue Röckle an Annemarie sehr gelobt und auch Papa macht dabei mit. Worauf Annemarie prompt heraus plappert: „Papa, du hast dei schlechts Gwissa verpessa, du hast geschtern gsagt, des sei net sche.“

Unsere Kleine



G. M., Derendingen

andern Tag kommt Besuch und da wird das neue Röckle an Annemarie sehr gelobt und auch Papa macht dabei mit. Worauf Annemarie prompt heraus plappert: „Papa, du hast dei schlechts Gwissa verpessa, du hast geschtern gsagt, des sei net sche.“



Mit dem Auto in die Ferien

Zeichn. Hans-Ulrich Schaal, Tübingen, 11 J.

Klein Inge darf zu der Tante aufs Land. Sie sieht dort zum erstenmal wie die Tante auf dem Dreifuß sitzt und melkt. Ganz müde sagt sie auf einmal: „Gell Tante, des ich en ganz alter Stuhl, wo du zum Melke hoch. Mei Mama muuß dir onarn Hocker schicke, der en der Waschküch schloht, er ich jo au nemme so schö, aber er hot doch wenigstens no all 4 Filaß.“

L. F., Klosterreichenbach

In der Schule haben die Erstklässler das Märchen von der Froschprinzessin gehört und nun zeichnen sie auf ihre Tafel die Prinzessin. Es sind köstliche Gestalten, aber doch gut kenntlich an der großen Krone. Eine Fliege spaziert über die Bänke und bleibt auf der Tafel des kleinen Helmut sitzen. Da ruft Ulrich voll Entrücken: „Helmut, bleib ruhig. Die Muck schwätzt mit deira Prinzessin!“

L. S., Nehren

Der Vater hatte Grippe und mußte nachts im Bett schwitzen. Das erzählt er morgens der Mutter und sagt dazu: „Mein Bett ist ganz naß.“ Die kleine Gudrun steht schuldbehaftet in ihrem Bettchen, aber da sie merkt, daß Mutter nach dem Geständnis des Vaters nicht schimpft, sagt sie: „Mei Bett aa.“

Fr. N., Mitteltal

Schloßbacke und Schloßnas

Hermann ging einmal wieder zu seiner Tante ins Allgäu, die hatte ein kleines Kind im Alter von 2 Jahren. Als Hermann auf der Straße lärmt,

Hermann mußte eines Tages auf Lieschen aufpassen. Plötzlich fiel Lieschen auf die Nase, es weinte sehr und hatte eine ganz rote Nase. Als die Kinder heimkamen, fragte die besorgte Mutter ängstlich: „Was hat denn Lieschen, daß sie so weint?“ „Ha, se hot halt a Schloßnas“, war Hermanns Antwort.

Edith Seibold, Tübingen, 12 J.



Das Haus der Zwotze

Zeichn. R. Göggelein, Derendingen, 9 J.

wachte das Kind auf. Es hatte auf der einen Seite eine rote Backe. Hermann sprang zur Tante und erklärte, Lieschen hätte zweierlei Backen. Die Tante machte es ihm klar, es seien nur „Schloßbacken“.

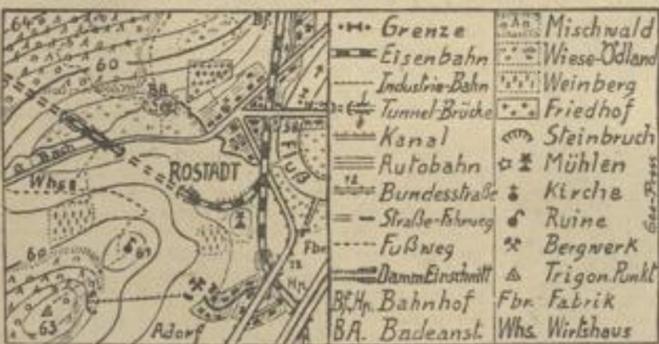
Zwei Rätsel

Wie kommt man heraus, wenn man ins Schwarze Meer fällt?

Welche Blume riecht nicht?

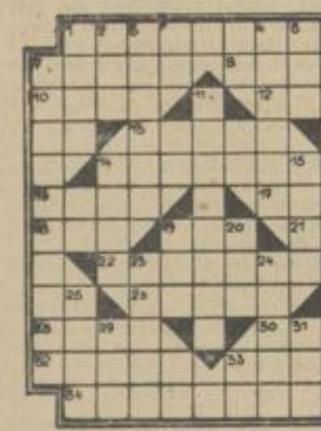
Eberhard Holder, Marbach, 11 J.

Wie liest man eine Landkarte?



Für die bevorstehenden Ferien haben sich viele von euch sicherlich auch eine größere Wanderung vorgenommen, sei es nun zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Zu einer solchen Wanderfahrt gehört eine Landkarte, mit deren Hilfe man sich auch abseits der großen Straßen zurechtfindet. Voraussetzung ist natürlich, daß man auch die Zeichen einer Landkarte versteht. Auf unserem Bild seht ihr links einen Ausschnitt aus einer Landkarte und rechts die Erklärungen für die verschiedenen Zeichen. Prüft sie euch gut ein, damit ihr sie auf eurer Ferienwanderung auch kennt.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Deutsche Nordseeinsel, 7. Nähtenell, 8. englisch: klar, 10. europäisches Inselvölk, 12. Koranabschnitt, 13. Trinkbedürfnis, 14. ein Köhner in seinem Fache, 16. Oelpflanz, 17. Feldrand, 18. Nibelungengestalt, 19. Reinigungsmittel, 21. Donauzufluß, 22. bindende Vorschrift, 24. Nahrungsmittel, 28. Mädchenname (Koseform), 30. Teil des Rades, 32. Fehlflos, 33. südamerikanisches Kettengebirge, 34. priesterliches Gewand, geweihtes Band.

10 Minuten Kopfrechen

gan, 7. germanisches Heldengeschlecht, 9. optische Naturerscheinung, 11. wiedergutmachen, 14. hübsch, übel, 15. Dienstatellung, 19. wie 19. waagrecht, 20. Verhältniswort, 23. Hafenstadt in Japan, 24. italienischer Politiker, 25. Landschaft in Griechenland, 27. Kellner, 29. Mündungsarm des Rheins, 31. Abschiedsgruß.

Silbenrätsel: Aus den Silben: a - ban - be - cha - de - de - del - der - der - di - dit - dom - ehr - el - el - er - fa - fun - i - il - kennt - kir - ko - ku - laia - lan - lich - lon - me - me - mei - mi - mie - na - nan - ne - ni - nie - nis - nis - nur - nus - ny - ö - ot - re - re - riith - ro - sa - se - se - sen - sum - tai - tik - tis - u - u - ver sollen 24 Wörter gebildet werden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Lebensweisheit ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. Kunstseide, 2. das Weltall, 3. Schachzug, 4. indischer Zauberkünstler, 5. elektrotechnischer Begriff, 6. Teil der Mathematik, 7. Ostseeinsel, 8. deutscher Strom, 9. inneres Organ, 10. Kegel, 11. die bewohnte Erde (Kirchensprache), 12. Polarforscher, 13. Nihwerkzeug, 14. Einsicht, 15. Weltrekordläufer, 16. Singvogel, 17. Marderart, 18. Wirbelsturm, 19. Mädchenname, 20. Blödsinniger, 21. europäischer Staat, 22. berühmter Mediziner, 23. Teil des Trachtenkleids, 34. Gangster.

Die Wellenfittiche

Die Geschichte von Heidi und Rosi

Kurz vor Beginn der Sommerferien hatten Heidi und Rosi in monatelanger fleißiger Arbeit während ihrer Freizeit so viel verdient, daß sie genug im „Tintomkähle“ hatten, um einen der Wellenfittiche und den Köfig kaufen zu können. Da es fast zu einem Streit zwischen den Freundinnen gekommen war, wenn das erste Vögelchen gehören sollte, beschlossen sie, lieber erst auch noch das fehlende Geld für das zweite zu erarbeiten, und dann alles zusammen zu holen. Sie hofften, die Summe am Ferienende bekommen zu haben. Im Dorf bei Rosi „weißer Oma“ konnten sie den Bauern während der Frühkartoffelernte helfen. Im Roßteich wollten sie nach dem Blutegelüberfall gewiß nicht wieder baden.

Am letzten Sonntag vor Schluß hatten sie sich verabredet, Heidis kleinen Neffen Hansl spazieren zu fahren, und als Treffpunkt die Ecke der Parkallee ausgemacht. Rosi kam pünktlich die Straße von oben her, Heidi mit dem Kinderwagen von unten. Als sie noch etwa 20 Meter von einander entfernt waren, geschah ein schweres Unglück, viel schneller, als berichtet werden kann. Aus dem Park hervor stürmten zwei große Hunde so dicht an Heidi vorbei, daß der eine sie hart umwarf, und ihr dabei den Wagen aus den Händen riß, der einen heftigen Stoß erlitt und hinaus auf die Fahrbahn rollte, auf der ein vollbesetzter Omnibus herandrönnerte. Rosi erkannte die furchtbare Gefahr, in der Hansl schwebte. Ehe Heidi aufstehen konnte, rannte Rosi, ohne an sich zu denken, in die Fahrbahn direkt vor dem Omnibus auf den Kinderwagen zu, dem sie noch eben rechtzeitig den rettenden Stoß hinüber geben konnte. Sich selbst vermochte sie nicht mehr in Sicherheit zu bringen. Der Omnibus, der so rasch nicht zum Stehen gebracht werden konnte, erfaßte die arme Rosi. Sie fühlte einen heftigen Stoß und entsetzliche Schmerzen, dann verlor sie das Bewußtsein.

Es vergingen bange Wochen, bis Rosi außer Lebensgefahr und so weit hergestellt war, daß sie Besuch haben durfte auch außer ihrer lieben Mama. Jede erlaubte Minute saß Heidi bei der treuen Freundin, deren mutige, selbstlose Tat dem kleinen Hansl das Leben gerettet und Heidis Familie vor dem größten Kummer bewahrt hatte. Endlich war es so weit, daß der Arzt sagen konnte, Rosi werde nun bald und ohne einen bleibenden Schaden wieder ganz gesund sein. Wie glücklich dankte ihre Mama dem lieben Gott dafür, und Heidi mit ihr. (Schluß folgt)

Sommertag

Sommerluft und Sommerduft Rings auf grünen Matten... Blümlein aus der Hülle Kluft Sich entfaltet hatten. Vöglein in den Lüften singen, Schwirren auf und schwirren ab, Wolken Sommerfreude bringen Für der Seele Trank und Lab. Hildegard Heith, Reutlingen, 14 J.